

Wirtschaftl. Eintreibung Frankreichs?

is. Man kann es den Deutschen nicht verargen, wenn sie die neuesten wirtschaftspolitischen Bewegungen im Osten und Südosten Europas mit Genugtuung verfolgen. Was wir heute in diesem Raum Europas erleben, stellt nämlich nichts anderes dar, als eine wirtschaftliche Umkehr, wenn nicht sogar Eintreibungspolitik gegenüber Frankreich.

Das man im Balkan und im Osten Europas von der französischen Wirtschaftspolitik nicht erient war, kann selbst den oberflächlichen Beobachter nicht überraschen. Man braucht ja nur die Früchte dieser auf reiner französischer Macht politik beruhenden jahrelangen Wirtschaftspolitik etwas näher betrachten. In Polen erhalten die Beamten nur ein Drittel ihres Gehaltes und in den letzten Tagen mußten zahlreiche Arbeiter aus den Fabriken entlassen werden. Die Tschechoslowakei hobt unter den enormen Staatsausgaben und dritter darüber nach, wie sie am besten einsparen könnte. D. h. Frankreich, dem in den Friedensverträgen alle Lebensmöglichkeiten genommen wurden, ist selbstverständlich mit der französischen Zwangs herrschaft nicht einverstanden. Auch Ungarn verurteilt mehrfach schon, unter dem Druck seiner Arbeitslosigkeit (es wies lange Zeit hindurch die verhältnismäßig größte Arbeitslosigkeit in Europa auf) bessere wirtschaftliche Bedingungen zu erreichen, als die, die ihm durch Frankreich aufgezwungen waren. In Südslawien zog die Hungersnot ein und die Revolution bedroht den Thron der alljährlich nach Frankreich ziehenden Nachzügler. Rumänien, das schon ein ganzes Jahr hindurch mit Beamtengehältern im Rückstand ist und daher fürchterliche Bestrafungsmaßnahmen zu befragen hat, hält noch am nächsten als „der letzte Freund Frankreichs“ an Paris fest. Die Not in Bulgarien, in Griechenland und die Abneigung Italiens gegen Frankreich sind bekannt.

Die Voraussetzungen für eine wirtschaftliche Eintreibung Frankreichs sind also im Osten und Süden Europas denkbar günstig, zudem nur die Tschechoslowakei und Rumänien noch im alten Fahrwasser weiterziehen wollen. Die wirtschaftliche Einkegung zwischen Ungarn und Österreich brachte den Stein ins Rollen. Da nun die Einkegung zwischen Ungarn und Italien nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfte, wird sich der Kreis Österreich-Ungarn-Italien alsbald schließen. Österreich hat nun auch Käufer nach Paris, nach Polen ausgedehnt und will so gegen die Tschechoslowakei, einem Hauptkreditgeber am Scheitern der Zollunion, eine wertvolle Hilfe leisten. Da außerdem Österreich seit langem mit Deutschland sehr freundschaftlich über Wirtschaftsverträge verhandelt und nunmehr auch Polen des fast achtjährigen Zollkrieges mit Deutschland müde zu sein scheint, so können wir schon heute die deutschen Sympathien eines neuen natürlichen Wirtschaftsbundes erkennen, der sich von Meer zu Meer Nordsee-Dänemark bis zur Adria und dem Mittelmeer hinzieht und der sogar manche politischen Gegensätze zu überbrücken scheint.

Was kann nun dies für Deutschland bedeuten? Einmal wird der politische Einfluß Frankreichs mit seiner wirtschaftlichen Rückbildung Hand in Hand gehen. Das kann sich auch in West günstig auswirken. Außerdem öffnen sich dem deutschen Außenhandel nach Osten und vor allem Südosten nicht geringe Ausdehnungsmöglichkeiten, wenn sich Deutschland den neuen Verhältnissen anpassen versteht. Nur die Industrie Italiens wird vielleicht eine härtere Konkurrenz als bisher bereiten. Dessun ungeachtet darf man erwarten, daß die deutsche Ausfuhrindustrie neue Aufträge hereinbekommen und damit den Arbeitsmarkt belebt. Die deutsche Landwirtschaft muß unter den angezeigten Verhältnissen nicht unbedingt durch einen neuen Auslandswettbewerb bedroht werden. Denn man kann sich sehr wohl vorstellen, daß Österreich so etwa wie ein Sammelbecken der ungarischen landwirtschaftlichen

Erzeugnisse wird, während Ungarn die anders gearteten Ueberflüsse der österreichischen Landwirtschaft aufnehmen könnte.

Und Frankreich? Wirtschaftliche Nachteile wird es kaum in nennenswertem Umfang erleiden, nachdem es von seiner politischen Vormacht im Osten und Südosten bisher kaum nennenswerte wirtschaftliche Vorteile einheimste. Es wird wohl am meisten um seine teuren Anleihen bangen, die es in den fraglichen Ländern unterbrachte, und seiner einstigen politischen Vormachtstellung nachtrauern.

Aus Welt und Leben

Die Hormone sind seit den Forschungen der letzten Jahre als die eigentlichen Träger der tierischen und menschlichen Lebenskraft erkannt worden. Man hat zwei Fortsätze: Wachstum und Hohlweg diese Hormone als Träger der Lebenskraft auch in den Pflanzen nachgewiesen. Es handelt sich dabei um das Follikelhormon, das vorzugsweise in feimenden Getreidarten zu finden ist. Bei den Versuchen wurde das Röhren verschiedener Pflanzen wie der Spargelstachel und Röhrlin durch Zufuhr kleiner Follikelhormonmengen erheblich gesteigert. Neuerdings hat man diese pflanzlichen Hormone auch in Torf, Braunkohle, Steinkohle, Petroleum und Steindalen aufgefunden. Dadurch ist der Nachweis erbracht, welche ungeheure Bekandigkeit dem Urquell der Lebenskraft eigen ist. Denn die Untersuchungen des Gehaltes und der Zusammenfassung der radioaktiven Verfallsprodukte hat ergeben, daß beispielsweise die weikälteste Steinkohle auf das ehrwürdige Alter von 120 Millionen Jahren zurückzuführen kann. Und über diese riesigen Zeiträume hinweg hat sich das Follikelhormon vollkommen unzerstört und wirksam erhalten. Erst der Mensch, der mit der Steinkohle seine Leber beizt, bringt damit ungeheure Mengen jener zählbaren Hormone zur Verwertung. Nach den auf diesem Gebiet in der jüngsten Zeit besonders von deutschen Forschern gewonnenen Erkenntnissen dürfen wir hier vielleicht noch mit manchen Aufschlüssen rechnen.

Bei den politischen Wahlen im Altertum hat es auch schon so eine Art Wahlzettel gegeben. Und wird der Spitz jetzt wohl so eine Weile seine Ruhe haben und eine geschichtliche Betrachtung, daß es in seinen Vorläufern in der Weltgeschichte auch nicht besser ergangen ist, mag für uns ein nachträglicher Trost sein. — Wenn im alten Babylon Wahlen stattfinden sollten, dann wurden die Namen der Kandidaten und ihre geistigen Vorgänge in Keilschrift auf Tontafeln eingegraben und die Tafeln auf Marktplätzen oder in Tempeln aufgestellt. Bei Griechen und Römern gab es aber schon eine Art Wahlzettel. Es sind aber nicht nur Kandidaten über die Kandidaten, sondern wichtige Abstimmungsgegenstände. Allerdings handelt es sich bei diesen um eine Wahl, nicht um einen Amt, sondern um Verbannung. In den griechischen Freiständen des 6. Jahrhunderts v. Chr. kam es nicht selten vor, daß Missetätigkeiten, die sich auf die Wahlen ergaben, Anklagen stifteten, aufzutreten und zum Teil sehr weise und klug reagierten. Man nannte sie auch Tyrannen, wobei mit einer Bedeutungsverengung unter Wort für grausame Herrscher kam. Später erlangte ein Athen, mit Namen Kleisthenes, ein Wahlverfahren, durch das der Staat sich gegen die Tyrannen schützen konnte. Sobald nämlich ein Mann im Staate zu mächtig zu werden drohte, sollte durch ein Referendum darüber abgestimmt werden, ob dieser auf zehn Jahre verbannt werden sollte, was übrigens nicht als Strafe galt. 6000 Stimmen genügten zur Verbannung. Die Schreibverhältnisse im Altertum waren schwierig. Ziel die Papyrusrinne in Ägypten schlecht aus, so war der Papiermangel groß, und in Rom z. B. sorgte der Senat selbst für die Verteilung der Vorträge. In Griechenland aber wurde als Schreibmaterial für die

Wahlzettel nicht das damals sehr teure, weil nur in Ägypten in mühsamem Handbetrieb hergestellte Papier, sondern Tongefäßchen benutzt. Auf diese schrieb man entweder durch Eintragen der Buchstaben oder mit Tinte. Von diesen zur Abstimmung bestimmten Tongefäßchen sind uns einige aus den Jahren 486, 485 und 471 erhalten. Die älteste Tongefäßchen wurde auf der Akropolis von Athen gefunden und enthält nur Namen und Gemeinde des Gewählten, z. B.: „Megakles, Sohn des Hippokrates aus dem Fuchsgang“. Eine Stimmkarte wurde von der Verbannung des berühmten Themistokles aus Griechenland vor der Schlacht bei Salamis. Aus dem Umstand, daß einige Tongefäßchen auf der Akropolis von Athen aufgefunden wurden, zogen Gelehrte den Schluss, daß diese Abstimmungsurkunden in einem Tempel auf der Burg absichtlich aufbewahrt wurden und blieben. Von einem alten politischen Wahlzettel berichtet die Wissenschaft auch aus der römischen Geschichte. Ueber die Wahlprobirganga aus römischem Boden gibt gerade Pompeii ein Bild, wo die Wände öffentlicher Gebäude oder die Türen politischer Gegner bemalt oder beschriftet wurden. In Pompeii ist etwas Eigenartiges festzustellen, nämlich das der Wähler nicht geheim, sondern offen seine Stimme abgab. Denn dort ist eine Inschrift gefunden worden, welche sehr lehrreich ist und in deutscher Uebersetzung lautet: „Den Senia verlangt Varanus zum Richter“. Diese Inschrift ist auf einer Säule eingegraben. Darunter steht die politische Offenherzigkeit, namentlich für den Fall, daß der Herr Varanus von dem Herrn Senia unter Umständen einen Gegendienst verlangen wollte. Im Falle letzterer aber ein schwaches Gedächtnis haben sollte, konnte ihm Varanus ganz einfach zeigen, was auf der Säule geschrieben steht. Hier verzeigte also der Wähler grundsätzlich auf die geheime Wahl. Auch hierin sind wir getreue Nachfolger geworden: Die öffentliche Besetzung mit Parteiführern, das Tragen von Abzeichen, die Parteigröße mit Strohen sind ein Verzicht auf die geheime Wahl.

Ein Papagei wird verheiratet. Ein Spatzvogel hatte sich in Wien einen schlechten Bis mit seinen Mitmenschen erlaubt. Eines Tages erschien in einer der großen Tageszeitungen Wien folgendes Inserat:

„Besonders schöner Papagei an Tierfreund zu verheiraten. Abzuholen bei Baron F. — Käfig mitbringen.“ Auf dieses Inserat hin fanden sich Hunderte von Interessenten ein; die meisten von ihnen brachten den geforderten Käfig mit. Im bezeichneten Hause erhielten sie jedoch die Auskunft, daß der Baron F. seit Wochen verheiratet sei und nie einen Papagei befehlen habe. Die euständlichen Vogelliebhaber gerieten darüber in betrübliche Erregung; viele von ihnen hatten sich in der Hoffnung auf den freibleibenden Papagei in Auslagen gesetzt und eigens einen Käfig gekauft. Nun fanden sie mit ihren Käfigen da; und der Angeber des Inserats dankte sie wahrheitsgemäß aus einem Fenster verdrängt die Käfigparade, die er mit seiner Anzeige verbrochen hatte. Der Polizei gelang es schließlich, die erregten Käfigbesitzer zu beschwichtigen und sie zur Heimkehr zu veranlassen. Wegen den unbefangenen Inserenten aber wurde Straflosigkeit wegen großen Unfugs erlassen. Korrekter haben sie ihn aber noch nicht; und nur die Käufer und die Verkäufer von Vogelkäfigen sind auf ihre Rechnung gekommen.

Das Gortthjahr hat auch viel Amerikaner zum Besuch der heiligen Stätten des Olympiers nach Winter geführt. Eine neuangewandene Schar kommt zum Halbtag der Olympische, hüpft in bereitestehenden Automobile, wird zum Park gefahren, Gortth's Gartenhaus zu besichtigen. Vor dem Eingang bleiben die Amerikaner stehen und sehen sich die Ziele vor dem Hause an. Dann sagen sie alle, wie aus einem Munde: „Was für ein wundervoller Golfplatz!“

Heute Fortsetzung Brehm: „Das war das Ende“

Alpensymphonie

Roman von Friedrich Lange.

Uebersetzung: Verlag F. Lange, Hohenheim-Dr. (Sa.)

Man verteilte sich, suchte rechts und links das Gelände ab. „Nehmen S das Seil!“ bot einer Kerzhoff an. Der lebte ab. Ich hab sicherer Zeit. Und auf meine Arme ist nichts als noch Verlaß.“

Der andere kaurte etwas Unverständliches und ließ die Trillerpfeife wie mit einem Weitschneid die dickere Stille zerreißen. Die Kameraden kamen zurück. Es bedurfte keiner Worte. Von Vidor war nichts zu sehen oder zu hören. Die Eroberung der zweiten Terrasse begann. Auf einem Steilhang ließ sich Kerzhoff, den Warnungen der anderen Gehör schenkend, ins Seil nehmen. Bis oberhalb einer glatten Rinne blieb er nun an die Gefährten geschnitten. Erst auf einem Grasgürtel hülfte er sich los, nun seine Bewegungsfreiheit wieder erlangend.

„Sicher, jetzt gilt's!“ Mit diesen Worten turnte er gewandt wie ein Fischbraten einen Spalt hinauf. Von unten darauf wachte ihn feuchte Kälte an. Es war finster. Hierher war die Sonne noch nie gedrungen.

Zeit lassen! rief von oben einer. Kerzhoff tastete sich von Wand zu Wand. Von Vidor keine Spur. Wieder hinauf! Die Gefährten oben bewunderten stumm seine glänzende Kamintechnik.

Nun machte sich allmählich Ermüdung unangenehm bemerkbar. Vor dem Einstieg in die dritte und letzte Terrasse gönnte man sich eine kleine Rast. Kerzhoff laute gedörrte Pflanzen, von denen er bei Bergfahnen immer einen kleinen Vorrat einstecken hatte.

„Wenn man nur wüßte, ob er den Merzbacher Weg innegehaltem hat!“ sagte einer der Führer. „Das muß sich jetzt zeigen!“ meinte ein anderer. Natürlich wäre es allen lieber gewesen, wenn sie den Vermittler weiter unten gefunden hätten; von hier oben war die Bergung eines Bergsteigers sehr schwierig. Man würde viel Seil benötigen.

„Weiter!“ Wieder war Kerzhoff der erste, der ausbrang. Da war die große Einengung in den Steilhängen der Wände. Kerzhoff konnte sie nach von seinen früheren Erfahrungen. Von einem Schutzgürtel aus erreichten sie das Wasserbecken, wo sie ihren Durst stillten.

Nun gelangte Kerzhoff wieder in den Vollbesitz seiner Kräfte. Wie ein Wutband witterte er in jede Spalte, in jedes Scharrloch. Dabei geriet er, ohne es zu merken, immer weiter abwärts von den Gefährten.

Jetzt lag er auf dem Bauche, rief wieder und wieder den Namen Vidors. Es war nichts mehr von der verbliebenen

Wut eines Rachelästern in seiner Stimme. Die Anstrengungen bis hier hinauf hatten mildend gewirkt. Nicht einmal mehr an die Furchung dachte er. Nur das eine: Wir müssen ihn finden — tot oder lebend!

Da war ein kleiner Kamin. Der stand in keinem Halber. Er lag abwärts der bekannten Anstiegstrasse. Es war unwahrscheinlich, daß der Gefährte seine Schritte hierher gelenkt hatte. Inmehrin — erfahrungsgemäß lagen Bergnallste meißt dort, wo man sie am wenigsten vermutete. Und gerade auf dem Totenkirchl kann man Trittschuren an Stellen sehen, wo sie nicht hingehören.

Kerzhoff lauschte angezogen hinab. Selbst der Herzschlag setzte für Sekunden aus. Und dann ein froher Schrei: Klara es nicht wie ein Seufzen aus der Tiefe? War das Antwort? Es konnte der Wind gewesen sein, aber Kerzhoff klammerte sich an eine haarbarme Hoffnung.

Wohle an die Lippen. Signal für die andern. Es dauerte geraume Weile, bis einer den Kopf über den Blattengürtel hefte.

„Was gibt's?“ Kerzhoff winkte. „Seile her!“ Endlich, nach unerträglich langer Zeit, waren drei der Führer zur Stelle. Der vierte kam von der Eich-Königshöhe her.

Und Seil genommen, kramte sich Kerzhoff den unbekannten Kamin hinauf, der sich unten unangenehm erweiterte. Von Zeit zu Zeit hielt der Kletterer inne.

Und richtig: Das Stöhnen aus der Tiefe wurde vernommen! Kerzhoff blickte die Föhne aneinander. Eine unbefangene Gegenangabe wollte von ihm Bestätigen: Ihm war es vergangen, den unglücklichen Vidor zu finden!

Als er dann nach wenigen Minuten auf der Kaminsohle neben dem Abgestürzten kniete, als sich seine Augen an die ewige Dämmerung gewöhnt hatten und er den Bergnallste in seinem Blute liegen sah, war nicht ein Rindeln Rache mehr in seiner Brust. Nur Mitleid, grenzenloses Mitleid. Kein Wort der Vergeltung, dafür — unangenehm — Vergabung. Ohne es zu wissen, war Kerzhoff über sich selbst hinausgewachsen; denn er hatte sich heftet.

Er befuhrte und befuhrte Vidor. Es stand schimm um ihn Anzeichenbrüche schienen das Mitleid zu sein. „Wielange liegen Sie hier?“ drang er in ihn.

Ein dumpfes Stöhnen war die Antwort. „Seile und Sack her!“ rief Kerzhoff hinauf. Er wußte nun, daß seine Minute verloren werden dürfte, wenn sie diesen Menschen noch lebend hinaufbringen wollten.

Seine Rufe hallten dumpf wie aus einer Gruft. Die oben sahen sich betroffen an. „Was? und Josef? — man hat der ihn gefunden!“ Das hätten sie sich nicht träumen lassen, als sie den Anstieg begannen.

Mit Kerzhoffs tatkräftiger Hilfe ging die Bergung rascher vonstatten, als zu erwarten war. Bevor er ihn in die Sack

verpackte, rief er ihm Brust und Rücken mit dem beladenden Dohbank ein, von dem er seit ein kleines Stückchen bei sich führte.

So. Nach menschlichem Ermessen stand zu erwarten, daß Vidor wenigstens bis zum Joch leben würde.

Rach menschlichem Ermessen — es sollte anders kommen. Das Abseilen des Bergnallste war überaus beschwerlich in diesem Fels, in dem schon jeder Alleingänger seine Kunst auf die härteste Probe stellen muß. Bis weit in den Nachmittags hinein mußten sich die fünf Tapferen mit ihrer erbarungsbedürftigen Last in schwerem Fels, bekräftigt von einer hellen Augustsonne. Von Grat zu Grat, von Kamin zu Kamin quälten sie sich durch, alle irdenliche Vorsicht und Behutsamkeit auf den Geborgenen verwendend.

Und dann war doch alles vergebens. . . . Nach glücklicher Abseilarbeit von der ersten Terrasse zum Teufelsturzgarten ging es zu Ende mit Vidor, diesem Menschen, der das Leben so sehr liebte, daß er sich allerlei Schuld aufstuf, um es sich auf seine Art zu verschönern. Als man an der Quelle, unterhalb der von der ersten Terrasse abfallenden Steilmauer halt machte, sah Kerzhoff, daß Vidor mehr und mehr verfiel. Er löste ihm einen Schlud Weinbrand ein, nahm den Kopf des Sterbenden auf die Arme, fragte eindringlich und verhöht nach seinen Wünschen.

Vidor konnte nicht mehr sprechen, obgleich er stöhlich große Anstrengungen dazu machte. Er schien seinem Reiter noch irgend etwas Wichtiges mitteilen zu wollen. Und mitten in seinem ringenden Bemühen entböh ihn der Tod aller Sorgen, die ihn noch bedrückten. Er verfiel zusehend. Die Vidor sanken ihm schwer über die brechenden Augen. In seines Feindes Armen ruhend, tat er den letzten Schnauf, bevor er die große Fahrt ins Jenseits antrat, in das Land, das man oben Ras und Blum erreicht.

Toni Geislinger, die schon seit geraumer Zeit nebst vielen anderen Touristen die Bergung des Abgestürzten mit dem Glase verfolgte, kam als erste im Teufelsturzgarten an. Kerzhoff winkte ihr erschütterter zu.

„Leise, leise. . .“ Sie wollte fragen, ob er lebe, als ihr ein Blick in das kalte Gesicht Vidors genug sagte. Die Bergführer standen ehrfürchtig dabei. Sie hatten die Hüte abgenommen und trugen im Geiste ein Gebet. Auf ihren jungen, weitergebräunten Gesichtern lag es wie Trost; aber zugleich war das nur ein verbissener Ausdruck des Betrübten unmanlicher Gefühle. . . .

In den Anien spürte Toni Geislinger, die braune Garment und zeitweise Freundin des Verstorbenen, ein Vibrieren und Jittern der Schwäche, dem sie nicht länger standhalten vermochte. Sie an die ungeheure Mauer lebend fallte sie die Hände. Ihren geschlossenen Augen entflochten Tränen.

(Fortsetzung folgt.)



Das war das Ende

Vom Waffenstillstand bis Versailles

Eine erschütternde, nach historischen Dokumenten verfaßte Darstellung der Ereignisse, die zum tragischen Tage von Versailles führten

11. Von Bruno Brehm

Copyright by Verlag Piper, München

Mit einer Handbewegung nimmt der roßige Prediger diesen Land da unten alle Schiffe fort, nur sein Land — steht ihr es da unten im schäumenden Meere schwimmen — nur sein Land darf soviel Schiffe haben. Denn sein Land umspannt die ganze Erde — steht ihr, da und dort — ja, dort steht überall seine Flagge. Des Predigers Volk ist nicht an den Klüssen gekommen, sondern auf den Meeren. Das von den Klüssen verstreut es nicht, das sind ihm zu kleine Wasserflächen — es sind Salzwassermenschen. Die Vänern da unten an den Klüssen im Innern der Länder aber sind Süßwassermenschen.

Niemand darf eine gleich große Flotte haben — auch der Professor nicht, diesem wird sehr eindringlich geraten, seine weitem Schiffe anzulegen und mit den ausgelegten ein wenig zu warten.

Der Doktor mit dem Kongoletopf, der Tiger, der will wider nur einen Anstich, aber der Professor erlaubt es nicht und erhebt den Finger. Wieder läuft ihm die Erde, die Bauern an den Klüssen, die Bürger in den Städten, aber die Arbeiter in den Fabriken, die wollen nicht mehr recht hindören. In denen bringt aus dem nebelverhüllten Land im Osten ein roter Feuerstein herüber, dorthin haben sie ja.

Wieder kann der hagere Professor zu keinem Worte kommen, der roßige Prediger und der wilde Tiger stehen ihm an, zu schweigen.

Er schweigt aber nicht, denn er ist doch zum Reden hier heraufgekommen — aus einem Lande drüben, fern über dem Meere. Da bringen denn die andern drei auf, der schweißsame Italiener als letzter, und verlassen die Bühne. Jetzt steht der Professor eine Weile ganz allein, zu ihm herauf herab, wie in einem Gott, der Jubel und das Jauchzen der Welt — er breitet die Arme aus, sein Gesicht will sich aus seiner Starre lösen — das ganze Drahtnetz, das über die Erde geworfen ist, wird von der Reugierde fester angezogen, Nachrichten werden über die ganze Welt hin geklopft, dann läßt der hagere Professor die Arme sinken und geht mit schwebenden Schritten zu den drei andern hinter den grauen Vorhang.

Kun hebt die Bühne her. Die ganze Welt steht es. Nun tauchen in allen Ländern die Ruffen des Krieges noch einmal auf. Dann wird es atemlos stille. Brandgeruch liegt in der Luft und Raugen. Jetzt beginnt wieder ein kleiner Kern, es ist das Gebrümel der Schreibmaschinen, auf denen netzte, ebenglättete Mädchen schreiben müssen, was ihnen freisichtliche alte Männer diktieren. Hundstunde heute von den Zeitungen schleichen um die überfüllten Hotels und schaukeln nach Nachrichten, karren zur leeren Bühne hinauf, eilen hinter den Vorhang drin, die von einer Kommission zur andern rennen. Ueber Ungarn steht eine Rauchwolke, über Irland, über Bayern und der ganze weite Osten ist rot von Blut. Der Himmel verfinstert sich, die Menschen schreien, die Menschen fürchten sich.

Die vier Männer hürben unsichtbar, der Vorhang, hinter dem sie verschwunden sind, bewegt sich manchesmal, aber die vier Richter treten nicht mehr hervor.

In den zerstörten Gebieten graben, bauen, trachten und räumen den Schutt ab die Gefangenen des einen Volkes in gerietten Kleidern und zerfurchten Gesichtern. Schwarze bringen sie jähnbedeutend zur Arbeit, treiben sie morgens durch die zermalmten Erdschichten und an den zertrümmerten Kathedralen vorbei. Abends sinken die bleichen Gefangenen geschlagen, gestoßen und gepöbelnd, trank auf ihrem Lager zusammen und wenn es die schwarzen Posten nicht sehen, reichen ihnen die Witwen der Feinde Brot durch den Stockdracht des Lagers. Aus weiter Ferne klingt ein Wort herüber, ein geschlossenes Buch tut sich auf und entläßt es: „Aber des Pharos Berg war verflocht und er ließ das Volk nicht sieben.“

Die Welt lebt nicht, die Welt wartet. Das Neue muß doch kommen. Das Blut des Krieges war doch kein Abendrot — unter solchen Schmerzen wird doch nur Neues geboren! Das Neue wird doch so ganz und gar einfach sein, einfach wie die Grenzen der Völker, einfach wie die Ringe der Gebirge, einfach wie die Kammern der Länder. Aber, was wird denn dort geschehen, wo sich Gebirge und Völker überschneiden? Wo die Völker nicht an den Klüssen halt gemacht haben? Das werden die vier dort oben entscheiden. Die Erde wird neu verteilt — ihr habt es gehört! Warum kommt der Hobe Rat nicht wieder? Ruft doch nach ihm! Schreit doch nach Gerechtigkeit!

Alles schreit durcheinander, die kleinen Völker, deren Zeit ja gekommen ist, um lautstark.

Nur ein paar Völker sind stumm — die Besiegten; man hört sie nicht an, man will von ihnen nichts wissen. Zwar läuten noch im Westen von Kirche zu Kirche die Glocken, aber dieses alte, große Netz von Volk zu Volk, von Turm zu Turm geknüpft, scheint zerrissen. Der Papst in Rom hat zu schweigen — denn nun spricht die neue Zeit, seine Tage, die Tage der Kaiser und der großen Einheit über die Sprachen hinweg, die ist vorbei. So wird es verlangt, so wird es befohlen, aus dem Nebel des Ostens dringt auch kein Glockenton mehr, nur Feuer, nur Qualm. Ein Schauer geht durch die Welt. O Gott, o Gott, wenn sie nur wüßte, ob dies der Abendwind oder der Morgenwind ist.

Attentat auf Clemenceau

Mittwoch, den 19. Februar, besieg Clemenceau um neun Uhr vormittags vor seiner Wohnung in der Rue Franklin das Auto, um in das Kriegsministerium zu fahren. Er saß allein im Wagen, der von einem Soldaten gelenkt wurde, neben dem sich vorne eine Ordnungszug niedergelassen hatte. Wilson war nun schon vor fünf Tagen über den Ozean abgedampft, nachdem er unter Ach und Krach seinen verdammten Völkerverbund durchgebracht hatte. So — jetzt mußte er sich dafür als Strafe in Washington vor den Kongress stellen und den Herren Senatoren Rede und Antwort geben — ja, so klein sind diese Selbstherrlicher von Kaltes Guades — wahre Gantoffelhelden am hässlichen Herd, großmäulig nur in der Fremde! Den Amerikanern schmeinte scheinbar nichts Gutes, sie hatten alle in der letzten Zeit so alberne Gesichter geschnitten. Nun und der Schullehrer war auch ein wenig kauftig gewesen. Lloyd George saß in Vondon und dachte nach, wie er es anstellen sollte, von Holland den Kaiser herauszubekommen, um diesen zum Bergängen der lieben Vondoner aufzuhängen. Viel Zeit hatte er für diesen Personensumpf wohl nicht, da in England immer von neuem Streiks ausbrachen und die Soldaten aus den Regimentern davonziefen. Auch die französische Flotte in Odesa hatte machthaltig gemuntert und sich mit den Bolschewiken verbündet. Noch der eben von der dritten Verlängerung des Waffenstillstandes aus Trier zurückgekommen war, hatte berichtet, daß die Deutschen allen Forderungen nachgeben würden, wenn man diese rechtzeitig stelle. Eraberer sei ganz klein, er rede der Regierung zu, unter allen Umständen nachzugeben. Die deutsche Regierung fürchte sich derzeit mehr vor den Sparralisten als vor den Friedenbedingungen.

Der Tiger rief sich die Hände; also las! Also vorwärts! Bis Wilson zurück ist, muß man über alles ruhig sein. Mit Oberst Houle wird man schon fertig werden.

Vor allem mußte man jetzt einmal für Frankreichs Sicherheit und für die Wiederherstellung des Schabens sorgen. Früher war an kein Weiterkommen zu denken.

Eben das Auto aus der Rue Franklin in den Boulevard Desseffert, als ein Mann aus einer Bedürfnisanstalt heraussprang und gegen den Wagen feuerte. Der Chauffeur gab Gas, der Wagen sprang, die nächsten Schüsse, die Clemenceau nachgeleert wurden, durchschlugen die Rückwand. Das Auto feuerte dem Trocadero zu, Clemenceau klopfte gegen die durchschossene Windschilde: „Raid — nach Hause.“

Er sah noch die blindwütend auf den Attentäter und auf die diesen verhaftenden Polizisten losdresende Menge, dann lehnte er sich weit zurück und schloß die Augen.

Ein Majoroffizier sprang zu Clemenceau in den Wagen und fragte, ob dem Ministerpräsidenten etwas geschehen sei. Clemenceau wehrte mit der Hand ab: „Er hat schlecht geseht.“

Vor Clemenceaus Haus hielt das Auto, auf den Chauffeur und den Major gestützt, schleppte sich der neunund-neunzigjährige Mann wie ein Belen aus der Habel, leicht wankend und mit grimmigen Augen blinzelnd, über den Hof. „Geben Sie doch ein wenig acht“, sagte er zu dem Chauffeur, „Sie tun mir weh.“

Oben, in der Wohnung, betete der Kammerdiener den Tiger in einen Rehrühl. Letzte kamen und untersuchten ihn und heilten eine tiefe Wunde an der Hinterseite des rechten Schulterblattes fest. „Ich bitte um eine kollegiale Verhandlung“, sagte Clemenceau, „wenn ich auch Internit war, gehen Sie schonend mit mir um.“

Seine herbeileitenden Sekretär empfang der Tiger: „Das ist ein Ereignis, das mir noch gefehlt hat. Ich war noch nie ermordet worden.“

Wartet mußte lachen; ja, das hatte in dieser überreichen Sammlung von Ereignissen noch gefehlt, Clemenceau, der vom Lehrer an einer amerikanischen Mädchenschule angefangen

so ziemlich alle Stufen des Lebens überschritten hatte, hinter der Schwelle des Todes fast — wie diesmal — war er noch nie gefanden.

Der Sekretär mußte an das Telefon, ganz Paris hingelte an, fuhr vor, schrieb, telegraphierte und erkundigte sich. Sarah Bernhardt ließ als sehr dringend eine Bittentante mit ihren Initialen und einer tragischen Maske zwischen Dolch und Kartentriffche abgeben: „Bitte, bitte, geben Sie mir Nachricht, nur für mich, für mich allein. Herzlichen Dank.“

„Junge Schwarzerin“, sagte Clemenceau, „für sich allein, nur für sich. Ende nie!“ Und dann — nach einer durchdrückelten Pause: „Wartet, immerhin sehr höflich gegen einen solchen Antifeministen wie mich, sehr höflich. Schreiben Sie nur für sie, für sie allein: „Der Tiger lebt!“

(Fortsetzung folgt.)

Rundfunkprogramm

Stuttgart (Wühlader) 835 kh 800 m
Freiburg i. Br. 627 kh 669 m

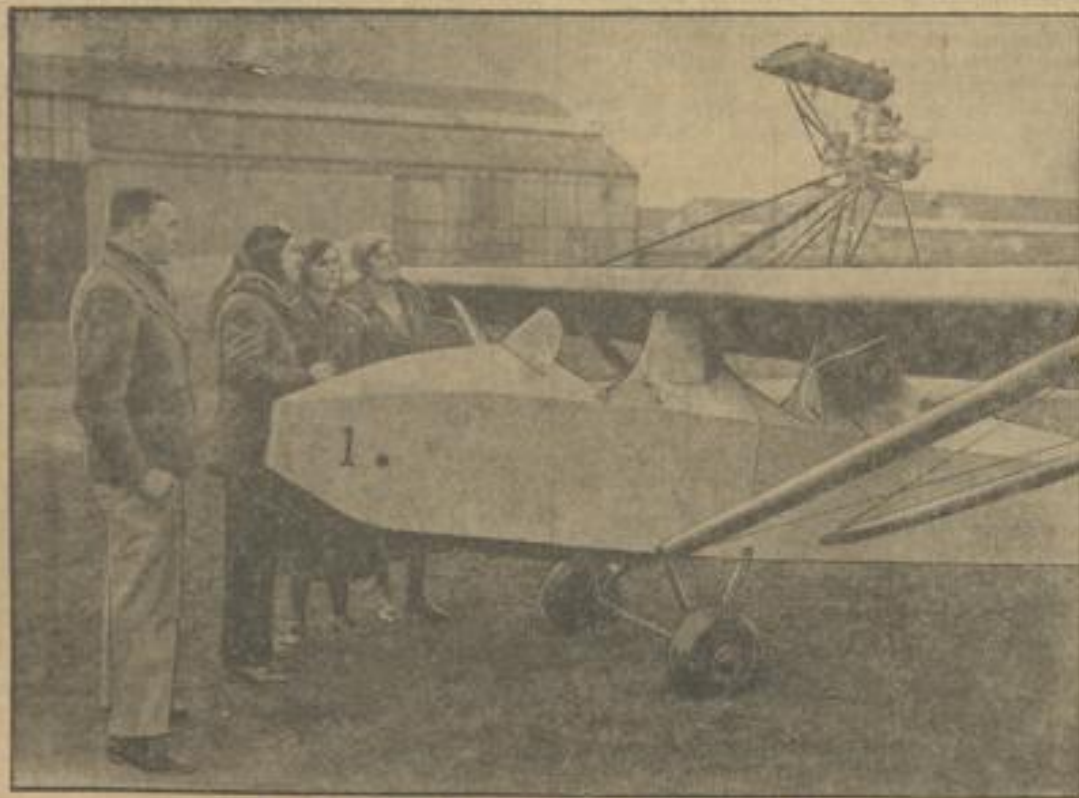
Abkürzungen: a. Rm. — aus Frankfurt a. M., a. Fbg. — aus Freiburg im Breisgau, a. Karlsru. — aus Karlsruhe, a. Rom. — aus Rom, a. N. — aus Nürnberg, Sendungen ohne Ortsangabe sind aus Stuttgart; Z. — Zeitangabe, N. — Nachrichten, B. — Wetterbericht, L. — Landwirtschaftsnachrichten.

Mittwoch, 7. Dezember. 6.15 a. Rm.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Wühlader); 7.15 W. R.: 7.20—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.: 10.05 Soldatenleben; 10.30 aus Karlsruhe: Pratschen-Sonaten; 11.05 J. B.: 12.00 a. München: Mittagskonzert; 13.15 J. B.: 13.30 Weiteres in Wort und Ton (Schallplatten); 15.00 Kinderstunde; 16.00 Derminie Daniel spricht über „Photographische Weltanschauungen“; 16.25 a. London: Fußball-Übertragung: Weltreich-England; 2. Halbzeit; 17.10 a. Köln: Nachmittagskonzert; 18.15 W. R.: 18.25 Wiederholung aus dem Dienstag-Programm: Aus dem Wirtschaftsleben unserer Heimat: 12. Erzbergbau; 18.50 Prof. Dr. J. V. Wilder spricht über „Reisungsreisen in Transkaukasien“; 19.15 J. B.: 19.30 a. Rm.: Arden für Kolonator: Sopran mit obligatorischer Höhe; 20.00 Orchesterkonzert; 20.30 Rede von Prof. Dr. Dittlof: Widenkämpfe Hirschen; 18.50 c. Fbg.: Sieg und Untergang des Kreuzerführers „Graf Sber“ in den Seegefechten bei Coronel und bei den Falkland-Inseln; 19.15 J. B.: 19.30 Besuch beim Schallplattenfreund; Eine bunte Stunde; 20.00 „Die Mutterweiber“, Operette in 3 Akten; 22.15 J. B.: 22.30—24.00 a. Köln: Nachtmusik; 23.40—0.10 a. Köln: Schluß des Kölner Sechs-Tage-Memors.

Donnerstag, 8. Dezember. 6.15 a. Rm.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Wühlader); 7.15 W. R.: 7.20—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.: 10.05 a. Rm.: Kammermusik; 10.30 aus französischen Übern; 11.05 J. B.: 12.00 a. München: Mittagskonzert; 13.15 J. B.: 13.30 a. Köln: Mittagskonzert; 14.30 Spanischer Sprachunterricht; 15.00 Englischer Sprachunterricht für Anfänger; 15.30—16.30 a. Rm.: Stunde der Jugend für Kinder von 12 Jahre ab; 17.00 a. Darmstadt: V. Akademik-Konzert; 18.15 W. R.: 18.25 a. Fbg.: Vortrag von Prof. Dr. Dittlof: Widenkämpfe Hirschen; 18.50 c. Fbg.: Sieg und Untergang des Kreuzerführers „Graf Sber“ in den Seegefechten bei Coronel und bei den Falkland-Inseln; 19.15 J. B.: 19.30 Besuch beim Schallplattenfreund; Eine bunte Stunde; 20.00 „Die Mutterweiber“, Operette in 3 Akten; 22.15 J. B.: 22.30—24.00 a. Köln: Nachtmusik; 23.40—0.10 a. Köln: Schluß des Kölner Sechs-Tage-Memors.

Freitag, 9. Dezember. 6.15 a. Rm.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Wühlader); 7.15 W. R.: 7.20—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.: 10.05 a. Rm.: Trio op. 40 von Brahms; 10.30 Wieder von Schubert und Brahms; 11.05 J. B.: 11.55 W. R.: 12.00 Dajos Bela spielt (Schallplatten); 13.15 J. B.: 13.30 a. Köln: Mittagskonzert; 14.30—15.00 Englischer Sprachunterricht für Fortgeschrittene; 17.00 a. München: Nachmittagskonzert; 18.15 W. R.: 18.25 „Soll man, oder soll man nicht — nämlich Wörter vergleichen“; 18.35 „Schrei der Ziepe“ — Tönende Bilder aus dem afrikanischen Busch; 18.50 Rezitativortrag: Strahlenwirkungen auf die Haut des Menschen; 19.15 J. B.: 19.30 Unterhaltungsmusik auf Schallpl.; 19.15 Die Jaad nach dem Gold des Kapitans Alb. 2. Teil; 21.15 a. Rm.: Orchester-Konzert; 22.15 J. B.: 22.30, 23.00, 23.15 a. Rm.: Orchester-Konzert; 23.15—24.00 Neue Tanzmusik.

Samstag, 10. Dezember. 6.15 a. Rm.: J. B. Gymnastik; 6.45 Gymnastik (Wühlader); 7.15 W. R.: 7.20—8.00 Frühkonzert auf Schallplatten; 10.00 R.: 10.05 Violinmusik fremder Nationen; 10.30 a. Karlsruhe: Unterhaltungskonzert; 11.30 a. Rm.: 11.55 W. R.: 12.00 W. R.: 12.20 Wiederholte; 12.50 Neue Tanzmusik (Schallplatten); 13.15 J. B.: 13.30 a. Karlsruhe: Unterhaltungskonzert; 14.30 Feierstunde, dargeboten von der Bezirgsgruppe Stuttgart des Württ. Blindenvereins; 15.30 Stunde der Jugend (für die 14 bis 17-Jährigen); 16.30 a. Rm.: Tanzsymphonien für 2 Klaviere; 17.00 Nachmittagskonzert; 18.15 Sportbericht; 18.25 „Warum krißt der bildende Kunst?“; 18.50 J. B.: 19.00 Vom Wasdala zur Weltbewohnenmusik; Schallplattenplauderei; 20.00 a. München: Lustiger Abend; 22.00 Lustiger Hörbericht vom Fußballwettpiel; Südfunk-Landesbeater; 22.30 J. B.: 22.45—24.00 Nachtmusik.



Ein Leicht-Flugzeug für 1400 Mark

Die Vorführung des neuen englischen Leichtflugzeuges in Feltbam bei London. Der winzige Motor, der eine Leistung von nur 6 PS hat, befindet sich über den Tragflächen. Die Flugverluste

mit diesem leichtesten aller bisher gebauten Flugzeuge verhalten zur vollen Zuständigkeit. Sein Preis beträgt nur 1400 Mk., d. h. also weniger als der des billigsten Kleinautos.



Ein 5 Millionen Jahre alter Baum

Auf dem Hartauer Braunkohlenbergwerk bei Zittau wurde der Stumpf einer Sumpf-Bohrer ausgegraben, deren Alter auf etwa fünf Millionen Jahre berechnet wurde. Der Baum, der in der Tertiärzeit im Torfmoor verankert, ist vollständig hölzern und wiegt etwa 100 Zentner.

„Der Engländer“ darf in keiner Familie fehlen

